

NEWSLETTER – GEDENKSTÄTTE BAUTZNER STRASSE. November 2021

Sonderausgabe

#DIE MAUER. GESCHICHTE – TRAUMA – SYMBOL

Ansichtssache: „Schandmauer“ – „Gesundungsgürtel“ – „Schutzwall“

Deutung, Visualisierung und Instrumentalisierung einer Bausünde

Nach meiner Ansicht kann man nicht behaupten, etwas gesehen zu haben, bevor man es fotografiert hat. (Emile Zola)

In Deutschland, scheint es, heilt die Zeit die Wunden nicht, sie tötet das Schmerzempfinden. (Peter Schneider)



Foto: Kuebi = Armin Kübelbeck (Wikimedia)

Als Zeitgenosse der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war Zola Zeuge einer visuellen Revolution – der Geburt der Photographie. Wir sind noch weiter fortgeschritten im Feld der optischen Medien, die uns die Welt näher bringen – oder angesichts einer technoid explodierenden Bilderflut oftmals eher verundeutlichen. Auch wenn Zola über Photographie sprach, so gilt seine Beobachtung vermutlich auch für unsere „neuen“ Medien, neben denen die „alten“ (Fotographie, Malerei, bildende Kunst) jedoch weiter existieren. Was uns Denkmäler, Informationstafeln, Museen und Gedenkstätten an visuellen Repräsentationen der Mauer und deren Geschichte(n) darbieten, kommt ohne Bilder, künstlerische Annäherungen und räumliche Inszenierungen nicht aus. Und die Sprache der Propaganda, des Journalismus und der Wissenschaft schreibt mit am Bild „der Mauer“ in den Herzen und Köpfen von Menschen. – Schließlich ist auch die Anschauung der Mauer als eines „deutschen Erinnerungsortes“ je nach Generation, sozialem Milieu, Bildungsstand, politischer Überzeugung und kulturellem Interesse unterschiedlich scharf konturiert – das war bereits zwischen 1961 und 1989 der Fall. Außerdem gilt: Neben der Kraft der Erinnerung existiert die Kunst des Vergessens oder die Lust des Verdrängens.

So entstehen in unserer Vorstellung, in Herzen und Hirnen, Bilder einer Mauer, die selbst bis auf wenige konservierte Reste längst aus dem Stadtbild Berlins und dessen Umland verschwunden sind.

Der Berliner Mauer bewusst ansichtig werden die meisten unserer ZeitgenossInnen inzwischen also fast ausschließlich über die Repräsentation des umstrittenen Bauwerks in Fotografie und Film. Der traditionelle Mauertourismus, der sich dem Bauensemble ohnehin nur von westlicher Seite nähern konnte, verschwand mit Grenze und Mauer quasi über Nacht. Heutzutage besucht man stattdessen Berliner Mauermuseen und Gedenkorte: die „Gedenkstätte Berliner Mauer“ (seit 1998), die „Erinnerungsstätte Notaufnahmelager Marienfelde“ (1993/2005), die „Gedenkstätte Berlin-Hohenschönhausen“ (1994), das „Mauer-Mahnmal“, das private „Mauer-Museum“ (1962/63), die „Gedenkstätte Weiße Kreuze“ (für 13 Opfer, 1981), die „East Side Gallery“ (1990/2009) oder die Gedenktafeln und Gedenksteine für einzelne Maueropfer: die „Gedenkstätte Günter Litfin“ (2003), das Denkmal für Litfin am Hauptbahnhof (1962), die Gedenkstele für Chris Gueffroy (2003) sowie außerhalb der alt-neuen Hauptstadt die „Grenz(land)museen“ (33, ohne die Berliner Institutionen).

Doch auch als die Mauer noch mitten in Berlin stand, kannten die meisten Menschen in Deutschland, Europa und der Welt sie nur von Bildern aus der Presse, dem Werk einzelner professioneller Fotografen – oder von Schnappschüssen der Freunde und Verwandten, die den Weg in die Mitte Berlins geschafft – und dann etwas zu erzählen hatten. Das waren ausnahmslos Westblicke auf die sog. „Schandmauer“, denn diese durfte man im Osten weder fotografieren noch thematisieren – außer in der offiziellen Sprachregelung als „antifaschistischer Schutzwall“. Das Leben mit der Mauer, das Leiden an ihr sowie das Sprechen darüber blieben in Ost-Berlin und der DDR strikte Privatsache. Wer sich persönlich von Osten aus der Mauer (oder der „Zonengrenze“) zu nähern versuchte, spielte mit seinem Leben oder verlor es dort.

Von Osten gesehen...

Die Auftragskunst der DDR brachte in der Regel nicht die Grenze, schon gar nicht das abschreckende, letztlich tödliche Grenz- und Sicherungssystem der Mauer-Ostseite ins Bild, sondern stattdessen die „Grenzer“. „Pflichttreue“, „Wachsamkeit“, „Waffenbrüderschaft“, „Kameradschaft“ und „Volksnähe“ von Angehörigen der Grenztruppen waren die dominanten Bildthemen. Dabei erschien der Grenzdienst als ehren- und verantwortungsvolle Aufgabe der Soldaten im Dienst für die Gesellschaft der DDR, die es gegen eine angeblich ständig präsente Aggressionsbereitschaft des „kapitalistischen“ und „faschistischen“ Westens zu schützen galt. Der künstlerische Ausdruck der zahlreichen Bilder (und wenigen Denkmäler) variierte zwar je nach Künstlerhand; uniform aber blieb die Anmutung der Uniformträger sowie das Repertoire ihrer Haltungen (wachsam, allzeit bereit, ernst, pflichtbewusst), Gesten und Attribute (Uniform, Maschinenpistole, Fernglas, Kartentisch, Grenzhund). Für die Grenze selbst waren die populärsten optischen Platzhalter das Brandenburger Tor oder einzelne unverdächtige Grenzpfosten – die man ja an jeder anderen, eher harmlosen Grenze auch hätte finden können.

Kritische Blicke auf Mauer und Grenze, das Leid der getrennten Familien und Freunde, Ansichten der Opfer und Getöteten fanden so gut wie nie den Weg ins Ost-Bild. Die kritischen graphischen, malerischen und zu Plastik und Denkmal gewordenen Ansichten der „Schandmauer“ oder des „Mauerelends“ blieben dem öffentlichen Blick entzogen, also gerade den Bürgern der DDR verborgen und unbekannt. Manch künstlerischer Zugriff auf die Mauer, auf das Schicksal der von ihr eingesperrten Menschen und die bei Fluchten und Fluchtversuchen Umgekommenen verließen so gut wie nie die Ateliers der Künstler, fanden ebenso wenig den Weg in öffentliche und offizielle

Ausstellungen. Zu Maueropfern im übertragenen Sinne wurden diejenigen KunststudentInnen und KünstlerInnen, die dennoch einen distanziert-kritischen Blick auf das längste Berliner Bauprojekt oder den „Eisernen Vorhang“ wagten. Relegation, Haft, Bespitzelung oder Ausbürgerung waren Folgen eines mutigen Blickes in die Abgründe des realexistierenden sozialistischen Abgrenzungs- und Kontrollwahns.

Blicke aus westlicher Richtung...

Wer die Mauer als Malgrund oder Farbsprühunterlage nutzen wollte, lebte und arbeitete sowieso nur im Westen, wo solche Kunstwerke bis 1989 auch ihr einziges Publikum fanden. Berliner und westdeutsche KünstlerInnen konnten sich von Anfang an kritisch oder anklagend über das geteilte Deutschland und dessen, die alte Hauptstadt trennende Bauwerk äußern. Unter ihnen fanden sich einige, die zuvor „auf der anderen Seite“ gelebt und gearbeitet hatten. Im Westen gab es wenige Kenner der Kunst der DDR, also auch der mauerbezogenen Werke und deren Schöpfer. Galerien und Museen, das Interesse der jeweiligen Leiter und Besitzer vorausgesetzt, konnten jederzeit Kunst zeigen, die sich kritisch mit der DDR und deren trennenden Bauprojekten auseinandersetzen. Das Interesse des Publikums unterlag dabei Konjunkturen, die sich mit der politischen Großwetterlage zwischen beiden deutschen Staaten jeweils veränderten.

Die meisten Berliner und Westdeutschen machten peu à peu ihren Frieden mit der Mauer – man hatte sich an sie gewöhnt, ohne sie deshalb toll zu finden. Auch spektakuläre Politikerreden vor und an der Mauer oder auf den westseitigen Beobachtungsplattformen verloren mit der Zeit ihren Reiz und die Aufmerksamkeit des Publikums. Bisher unvergessen ist jedoch Ronald Reagans berühmte Aufforderung „Mister Gorbatschow, tear down this wall!“ vom 12. Juni 1987

Die Mauer stand mitten im Kalten Krieg der Systeme inmitten einer geteilten Stadt; sie blieb Anlass und Gegenstand bisweilen aufgeheizter Berliner oder deutsch-deutscher Debatten und wurde zum inflationär verwendeten Argument in der Systemkonkurrenz des „freien Westens“ mit dem „unterdrückten Osten“. Westdeutscher Kapitalismus und ostdeutscher Antifaschismus bzw. Real-Sozialismus traten ideologisch und propagandistisch täglich gegeneinander an. Die reale Mauer und deren deprimierende Alltäglichkeit geriet dabei öfter einmal aus dem Blick, ebenso wie das konkrete Schicksal derjenigen, die mit und an der Mauer leben und arbeiten mussten.

Wer nach 1961 direkt mit der Mauer zu tun hatte oder gar an ihr lebte, konnte bemerken, dass es die Mauer so eigentlich nicht gegeben hat – das Bauwerk veränderte in Jahrzehnten ständig sein Gesicht, wurde um- und ausgebaut, sicherheitstechnisch immer weiter perfektioniert – und forderte weiterhin Opfer. Zu Zeiten der sogenannten „Entspannungspolitik“ der Großmächte, der „neuen Ostpolitik“ Willy Brandts, des deutsch-deutschen Transitabkommens vom Juni 1972 – also in den Jahren der zögerlichen Annäherung beider deutscher Staaten – erfuhr die Mauer einen deutlichen Modernisierungsschub, wurde perfekter und damit auch abschreckender. Für Fluchthelfer bedeutete dies, ihre eigenen Methoden und Wege, der DDR zu entkommen, ebenfalls weiter zu entwickeln. Denn der Wille und der Wunsch, das realsozialistische Deutschland zu verlassen, war bei vielen Menschen nicht geringer geworden.

Neben der offiziellen Ausreise und der zwangsweisen Ausbürgerung gab es also weiterhin nur die Flucht über oder unter der Mauer hindurch, über das Meer oder über deutsche Auslandsbotschaften. Lange bevor in Berlin im Oktober 1989 eine neue Tier-Gattung auftauchte, die „Mauer-Spechte“, existierten dort Maulwürfe der besonderen Art. Seit August 1961 gab es immer wieder Versuche, durch die städtischen Kanalisationsanlagen oder mittels selbstgegrabener Tunnel die tödlichen

Sperranlagen zu unterqueren und so in die Freiheit zu gelangen. Das erste Tunnelprojekt lief im Oktober 1961, das letzte scheiterte im Jahre 1982. Insgesamt gab es mehr als 70 tatsächlich begonnene Fluchttunnelvorhaben, von denen jedoch nur 19 erfolgreich waren. Durch sie gelangten immerhin über 300 DDR-BürgerInnen von Ost- nach West-Berlin in die Freiheit. Es gab spektakuläre Erfolge, Verrat und bitteres Scheitern. Bald entwickelte sich ein regelrechtes Katz-und-Maus-Spiel zwischen Tunnelbauern und der DDR-Staatssicherheit, unter zunehmend erschwerten Bedingungen für die Fluchthelfer und Fluchtwilligen.

Auf dem Gelände der Gedenkstätte Berliner Mauer existiert heute eine oberflächliche Markierung mit Steinplatten des wohl berühmtesten Fluchttunnels. Der „Tunnel 57“ führte vom Keller einer leerstehenden Bäckerei auf der West-Berliner Seite der Bernauer Straße 97 unter der Berliner Mauer – die damals noch aus den fenstervermauerten Fassaden der ehemals bewohnten Häuser der Ostseite der Bernauer Straße bestand – hindurch zu einem Toilettenhaus im Hof der Strelitzer Straße 55 in Ost-Berlin. Mit einer Länge von 145 Metern und einer Tiefe von 12 Metern war er der längste, tiefste und teuerste Fluchttunnel, der je existiert hat. Von April bis Oktober 1964 gruben 35 Menschen vom Westen Berlins aus an ihm, durch den am 3. und 4. Oktober 1964 insgesamt 57 Personen – die Anzahl der Flüchtlinge gab dem Tunnel den Namen – aus der „Hauptstadt der DDR“ flohen.

Menschenopfer aus Staatsinteressen

Günter Litfin war der erste Mensch, der von Grenzsoldaten, genauer gesagt von „Transportpolizisten“ (Bahnpolizei), mit gezielten Schüssen getötet worden war (am 24.08.1961). Bereits am 22. August 1961 erlag Ida Sieckmann ihren Verletzungen, die sie sich beim Sprung über die Abgrenzung aus dem Fenster ihres Hauses in der Bernauer Straße zugezogen hatte. Chris Gueffroy war der letzte, den die Grenzer auf der Flucht erschossen (am 05.02.1989). Dazwischen starben mindestens 145 Menschen (andere zählen 245) an der Mauer, wobei diejenigen, die an den Grenzübergängen am Stress, Herzinfarkten oder Kreislaufversagen umkamen, nicht mit eingerechnet sind.

Die wenigen im Dienst an der Mauer gestorbenen oder getöteten Grenzsoldaten und Grenzpolizisten (26) wurde meist postum befördert, immer aber besonders geehrt. Man benannte Straßen, Betriebe, Pionierlager, Kasernen, Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaften (LPGs), Produktionsgenossenschaften des Handwerks (PGHs) Kultur- und Klubhäuser, Ferienhäuser oder Schulen nach Ihnen. Denkmäler wurden ihnen zur Ehre errichtet, Gedenktafeln installiert. In Ost-Berlins Jerusalemer Straße existierte von 1973 bis 1994 eine etwas aufwendiger gestaltete Gedenk- und Erinnerungsstätte für die in Berlin stationierten Grenztruppen. An den Grenzsoldaten Reinhold Huhn wurde ebenfalls in der nach ihm benannten Straße (heute: Schützenstraße) mit einem eigenen Denkmal erinnert.

Ikonen des Freiheitswillens

Die ungebrochene Sehnsucht nach Freiheit und das Risiko einer Flucht mit tödlichem Ausgang hat sich in zwei weltberühmten Photographien materialisiert, die für die Mauer-Erinnerung vieler Menschen in Ost wie West paradigmatischen Charakter besitzen.

An einem Haus in der Berliner Behaimstraße Nr. 11 hängt eine Erinnerungstafel für Peter Fechter, in dessen Schicksal sich die letztlich tödliche Seite der Mauer sowie der Grenzpolitik der DDR gezeigt hat. Am 17. August 1962 versuchte der 18jährige zusammen mit einem Arbeitskollegen in der Nähe des Checkpoint Charlie die Mauer zu überwinden. Schwer getroffen von den Schüssen dreier

Grenzsoldaten fiel Fechter von der Mauerkrone auf ostdeutsches Gebiet zurück. Fast eine Stunde dauerte sein Todeskampf, da ihm weder die Grenzer noch Westberliner Polizisten oder alliierte Soldaten zu Hilfe kamen bzw. nicht kommen wollten.

Das Foto vom Abtransport des Sterbenden durch NVA-Angehörige war ein Schnappschuss, wurde jedoch bald zu Ikone, zum Sinnbild des verbrecherischen Grenzregimes. Am 31. August 1962 machte das Time Magazin“ Fechters Geschichte zum Titelthema. Bereits am 18. August war es zu Protestkundgebungen und Aggressionen gegen amerikanische und sowjetische Soldaten gekommen; Berliner errichteten am Ort der Tat ein erstes Holzkreuz, das später zu einem Gedenkort ausgebaut wurde. Seit dem 13. August 1999 steht dort eine Stele als Mahnmal. Ein zweites Mahnmal wurde am 11. Juni 2011 in der Bernauer Straße errichtet, doch schon am 24. Juni 2011 zerstört.

Das erste Holzkreuz für Fechter war Vorbild für eine Gedenkarchitektur der „Arbeitsgemeinschaft 13. August e. V.“. Ab dem Reformationstag 2004 (31.10.) standen vor einer weiß gestrichenen Wand aus originalen Mauersegmenten in der Nähe des Checkpoint Charlie 1067 Holzkreuze, die an die gleiche Zahl an Maueroptern erinnern sollten. Diese Installation trug den Namen „Freiheitsdenkmal“. Eine Räumungsklage des Grundstückseigentümers ließ dies Denkmalensemble bereits am 5. Juli 2005 wieder verschwinden. Der „Berliner Bürgerverein“ hatte schon 1971 damit begonnen, an jeder Stelle der Mauer, die ein Leben gekostet hatte, ein weißes Kreuz zu installieren. Dies Vorhaben sowie die Pflege der über das Stadtgebiet verteilten Erinnerungszeichen überstieg jedoch Mittel und Möglichkeiten des privaten Vereins. Letztlich übrig blieben, nach einigen Ortswechselln, Kreuze am Tiergarten sowie in Reichstagsnähe am Spree-Ufer. Die Kreuze sind beidseitig beschriftet mit den Namen der Getöteten und dem Datum ihres Sterbens.

Doch nicht jede Flucht von Berlin nach Berlin scheiterte katastrophal. Unter den ca. 400 sogenannten „Mauerspringern“ wurde Conrad Schumann aus Zschochau bei Döbeln in Sachsen weltberühmt – wie wohl er gar nicht über die Mauer, sondern über erste, provisorisch auf dem Bürgersteig ausgelegte Stacheldrahtrollen gesprungen ist. Zwischen der Ruppiner und der berühmten Bernauer Straße hatte der junge Unteroffiziersschüler am 15. August 1961 die ersten Arbeiten zur Errichtung der Mauer überwacht – und die Gunst der Stunde genutzt, Dienst und DDR zu entkommen. Das Foto seines Mutsprungs ging um die Welt. Seit 2009 erinnert eine Skulptur am Ort des „Mauersprungs“, genannt „Sprung in die Freiheit“. Literarische Gestalt gewann „Der Mauerspringer“ (1982) in Peter Schneiders gleichnamigen Buch.

Nachtrag aus der Gegenwart

Das Berliner „Zentrum für politische Schönheit“ lieh sich zum 25jährigen Jubiläum des Mauerfalls im Jahr 2014 die Weißen Kreuze kurzfristig aus und verbrachte sie an die Außengrenzen der EU. Dort sollten sie an die Tausenden Flüchtlinge erinnern, die inzwischen auf dem Weg nach Europa den Tod gefunden haben.

Am 27. Oktober diesen Jahres war im MDR zu hören, dass sich der sächsische Ministerpräsident Michael Kretschmer dafür ausgesprochen hat, angesichts der über Polen einreisenden Flüchtlinge aus dem Mittleren Osten das diktatorisch regierte Belarus bei der Grenzsicherung mit „Zäunen und Mauern“ zu unterstützen. Das gäbe zwar kein „schönes Bild ab“, sei aber unerlässlich. Man darf vermuten, dass nicht nur dem Ostdeutschen Kretschmer, sondern auch vielen anderen unserer Landsleute bei „Zäunen und Mauern“ andere, ältere Bilder in Herz und Sinn kommen.

Im Übrigen sollten Kretschmer, die EU-Kommission und wir alle aus der Geschichte der Berliner Mauer eines gelernt haben: Mauern und Zäune lösen keine Probleme, sondern schaffen neue. Sie kosten Menschenleben und dementieren die humanitären Grundwerte demokratischer Gesellschaften. Vor allem aber sind Menschen in ihrer Sehnsucht nach Freiheit und einem besseren Leben niemals durch Sperranlagen aufzuhalten. „Auf die Dauer fällt die Mauer“ hieß ein in den wahrsten Wortsinnen anschaulicher Band zur „Mauerkunst“. Das ist die Wahrheit der Berliner Mauergeschichte(n), die offensichtlich auf andere Weise weitererzählt werden müssen – und in Freiheit auch dürfen.

Justus H. Ulbricht

Herzliche Grüße

Ihr Gedenkstätten-Team

PS: Gern können Sie den Text an Interessierte weiterleiten.

Falls Sie unseren Newsletter nicht mehr erhalten wollen, schreiben Sie uns bitte eine E-Mail. Wir werden dann Ihre E-Mail-Adresse im Verteiler löschen.

Die Arbeit des Trägervereins der Gedenkstätte Bautzner Straße wird mitfinanziert durch die Stiftung Sächsische Gedenkstätten aus Steuermitteln auf der Grundlage des von den Abgeordneten des Sächsischen Landtags beschlossenen Haushalts sowie durch die Kulturförderung der Landeshauptstadt Dresden.



gefördert durch
Sachsen
Ministerium für Kultur und
Denkmalpflege



Dresden
1097

Die Arbeit des Trägervereins der Gedenkstätte Bautzner Straße wird mitfinanziert durch die Stiftung Sächsische Gedenkstätten aus Steuermitteln auf der Grundlage des von den Abgeordneten des Sächsischen Landtags beschlossenen Haushalts sowie durch die Kulturförderung der Landeshauptstadt Dresden.